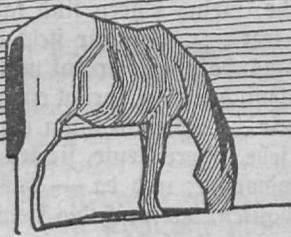


Herzflammen 1928



D.A.

Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Monatlich: 0,30 Kronen, Ausland 0,50 Kr., Deutschland 0,60 Rmt., Lettland 0,60 Lat.

Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 3 Ct. (Ausland 0,05 Rmt.; Lettland 0,04 Lat.)

Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtstr. 6.

Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Raderstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Einzelnummer 20 Cents.

Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind, dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzuzeigen. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 17

Reval, 28. September 1928

5. Jahrgang

Erinnerung an den 22. Februar 1919.

Von Georg Krusenstjern.

(Schluß.)

2

„Möchte doch endlich unsere neuformierte Artillerie aus Reval hier ankommen“, sagt N. zur Tür gehend — „dann werden wir denen da drüben zeigen, was das heißt, friedliche Soldaten, oder eher weiße Gardisten, das sind wir doch, in der Nachtruhe zu stören!“ und seine Stimme klingt ganz böse. Ich trete ans Fenster und sehe ihn im nächtlichen Dunkel in Richtung der Position verschwinden. Der Himmel im Norden ist immer noch blutrot, und fernes Rollen, das an schwüle Julinächte erinnert, läßt ahnen, daß da draußen in den Narowadörfern liebe Kameraden in heißem Kampfe stehen.

Ich habe bis zum nächsten Postdienst noch drei Stunden Zeit, da gilt es Vorrat schlafen. So mache ich mir mein Lager zurecht. Gerade habe ich mich in meine Decke gehüllt — wie eine von schmetterndem Krachen begleitete Erschütterung mich je auffahren läßt. Rundherum schnellen die aus dem Schlaf geschreckten Kameraden in die Höhe. N. läuft, die Tür offen lassend, hinaus, um sich zu orientieren; der Zugwind verlöscht unsere armselige Funzel. Streichhölzer flammen auf, einer stößt den anderen, jeder sucht fluchend seine zum Trocknen gehängten Wollfächer zusammen. Die Fensterscheiben klirren. Von draußen dröhnt das unheimliche Stampfen der feindlichen Geschütze, die ihre mörderischen Eisenwalzen zu uns ins schlafende Dorf schleudern.

Seltene Blitze durchzucken den nächtlichen Winterhimmel, begleitet von wildem Geulen, Gleisen und

Versten . . . Ein dunkles Häuflein von acht Mann eilt, den kleinen Schlitten mit dem Maschinengewehr nach sich ziehend, durch Straßen, in denen es Bretter, Ziegelsteine und Eisensplinter regnet, hinaus zur Feldposition. Hier und da laufen in wilder Panik schreiende und wimmernde Weiber und Kinder aus Häusern und Kellern, aus dem Dorf hinaus, dem Walde zu. Die letzten verängstigten Dorfbewohner.

Wir liegen im Schnee, das Gewehr im Arm. Dichter undurchdringlicher Nebel umgibt uns. Jedesmal wenn wir hierher zur Position hasten, kommt einem, vielleicht schon gewohnheitsmäßig, die Frage: ob sie heute von hier wohl kommen werden? — und jedesmal blieb es ein blinder Mann, oder eine Vorsichtsmaßregel für jeden Fall. Doch heute — heute erscheint diese Frage berechtigt — wenn die Roten nun heute diesen Nebel benutzen? ein Grauen überkommt einen — und wenn sie plötzlich vor uns stehen — man kann seine Hand kaum vor den Augen sehen! — Ich liege tatenlos an einen Plankezzaun gedrückt. Rundherum tobt die eiserne Hölle. Hinter uns, vom jenseitigen Ufer der Narowa, knattern die feindlichen Maschinengewehre; die Kugeln singen und pfeifen über uns hinweg, schlagen in den Zaun über mir, fahren mit seltsamem Glucksen in den Schnee. Es erscheint mir so absurd, daß wir hier mit dem Rücken zum Feinde liegen, die Läufe unserer Gewehre mordbereit nach der Seite gerichtet halten, wo unsere Heimat sich ausdehnt, unsere Lieben sich befinden?!

Nach langem, unsicheren Dämmern wird es langsam Tag. — Das Schießen läßt nach. Wir strecken unsere nassen, steifen Glieder und besehen uns die Granatrichter und Verwüstungen. Unser Kommandoführer Kapitän von G. kommt vorüber und meint, es brauche nur einer am Maschinengewehr zu bleiben, die anderen könnten sich bei den Häusern vor Nebel und Regen Schutz suchen. Die Beschießung beginnt von neuem. Wir stehen an die Wand eines Hauses gelehnt, das einer Infanteriegruppe als Quartier dient. Das heftige Schießen wird immer aufregender, und doch sind wir sehr guter Dinge, und manche besonders wuchtige Granate bekommt ihren Wiß. Plötzlich von rechts eine kreischende Detonation, so daß wir alle zusammensahren . . . eine giftige schwarze Wolke weht über uns hinweg, ein großer Eisensplitter knallt dicht über Gewehrführer K.'s Kopf in die Wand. Er wird ganz bleich, lächelt aber. Wir laufen um die Ecke an die Nordwand des Hauses. Verdammt! Wieder Schnellfeuer! Um uns springen, wie aus der Erde geschleudert, mit schmetterndem Krachen schwarzgelbe Rauchsäulen hoch empor. Wieder ein Brausen über uns — ich fühle eine zuckende Schwäche in der Herzgrube, dann eine dröhnende Erschütterung der Wand, an der wir lehnen — ein großes Stück des Daches polktert über uns weg . . . wir springen zwei Schritte vorwärts — es zischt und heult, die zweite Granate — und krach — die dritte fahren ins Dach, das schmetternd zu Boden rutscht, die Steine des Schornsteins fliegen durch die Luft . . . — und welch ein Wunder: aus dem schwarzen Qualm und Rauch, aus splitternden Trümmern rennt kreischend ein altes Mütterchen heraus! Ihr stierer Blick ist irr ins Leere gerichtet, das Gesicht ruffig und verzerrt, und gleich hinter ihr in ähnlichem Zustande zwei Infanteristen von der dort quartierenden Gruppe!

Aber man hat keine Zeit sich zu wundern, wie die am Leben geblieben sind, wieder kracht es mit erneuter Gewalt in nächster Nähe. Ich laufe ein paar Schritte weiter und setze mich erschöpft auf eine Leiter, die an der Wand einer winzigen Badstube lehnt. Meine Augen verfolgen die irre Alte, die ziellos im Schnee herumstapft. Ich beuge mich etwas vor, um nach der Position zu sehen, wo eben eine furchtbare Explosion zu hören ist — im selben Augenblick fühle ich etwas wie einen betäubenden Schlag in den Nacken, ein Krachen, daß mir die Ohren zufallen, Rauch, Ruß, Qualm, alles verdunkelt sich im Nu, Steine, Bretter fallen mir auf Kopf, Schulter und Rücken, etwas heult und saust um mich, etwas Schweres fällt zu meinen Füßen in den Schnee. Ich kann nichts fassen, nur ein instinktives Gefühl — fort, fort von hier! doch da wieder — kaum ein Augenblick ist vergangen — alles rundherum birst, ich werde an die Wand geschleudert, die Leiter scheint mir in die Luft zu schweben, etwas Erstickendes, Pechschwarzes fegt um mich, ich breche mit schwindenden Sinnen im Schnee zusammen . . . fühle nur noch etwas auf

meinen Pelzrücken rieseln und dann eine sich senkende, unerträgliche Stille . . .

Ich weiß nicht, wie und wann ich aufgestanden bin, jedenfalls rase ich wie wahnsinnig, planlos über die Fläche; meine Ohren sind taub, mein Kopf ist dumpf und leer . . . Vor mir steht bleich, doch lächelnd unser Kommandoführer; er hat mich in den zwei Explosionen verschwinden sehen, spricht etwas . . . Langsam komme ich zu mir . . . es kann kaum eine Minute vergangen sein. Ich sehe unsere Leute, sie tragen das Maschinengewehr irgendwohin; und da — das, dieser rauchende Trümmerhaufen, das muß die kleine Badstube — doch plötzlich, wir beide halten atemlos, Kapitän v. G. steht starr aufgerichtet und lauscht. . . nun höre auch ich — ja — ja — ganz deutlich — Gewehrfeuer, Salve auf Salve — von der Feldwache auf den Dünen!

Befehle fliegen, Leute rasen. „Angriff im Rücken“ brüllt der Kapitän, — „Maschinengewehr auf die Wiese in jenes Gebüsch in Position! . . .“

Keiner spricht ein unnützes Wort. Jeder weiß, wie ernst es ist. Das, wobon man nur gesprochen hat bis jetzt, woran eigentlich niemand geglaubt hat — ist unabänderliche Wirklichkeit geworden!

Wir liegen schußbereit im ausgedehnten niedrigen Gebüsch auf der Wiese. Zimmer noch Nebel, doch sieht man schon in undeutlichen Umrissen die Kirchhofmauer und den Wald, aus dem der Feind jeden Augenblick stürmen kann.

Von den Dünen rasendes, ununterbrochenes Schießen. Die feindlichen Kanonen vernützen uns mit Recht hier auf der Fläche und fangen an, dieselbe systematisch mit Granaten zu belegen, die rundherum emporschließen.

Ich werde diese Stunde in meinem Leben nie vergessen. Die Nerven sind aufs äußerste gespannt. Jeden Augenblick kann, nein muß doch eigentlich eine Granate mitten unter uns fallen . . . wie ist das möglich, daß sie wie abgezirkelt um unser Buschwerk tanzen? ist es ein Wunder Gottes? Riesige Rauchsäulen wirbeln rund um uns zum Himmel, große und kleine Eisensplitter furren, brummen und schreien in den seltsamsten Tönen und springen zwischen uns umher. — Ich versuche, irgendetwas bestimmtes zu denken, aber nur schwer will es mir gelingen. Mein Kopf ist noch so wußt und leer, alle meine Glieder schmerzen und mir ist es so hundeelend im Leibe. Ich fühle nur ein sicheres Gefühl, daß ich diesen Tag noch überleben werde, daß ich einmal in besseren Zeiten an diese Stunden zurückdenken werde, mit leisem Grauen und Dankbarkeit. Doch dann wieder — wie kann das sein, daß man hier aus dieser Hölle, lebendig herauskommt?! Und einige 100 Schritt vor uns im Walde sitzen die Roten in großer Übermacht . . . Werden gleich stürmen!

Man sieht sich unwillkürlich gegenseitig ins Gesicht. Keiner spricht ein Wort, nur in allen Gesichtern

Man kann die Herdfammen in Estland an allen Stellen abonnieren, die Abonnements auf den „Rebaler Boten“ annehmen.

der gleiche, bis aufs äußerste gespannte Ausdruck, eine krampfhaft Gleichgültigkeit, ja und wenn sich zwei Augenpaare treffen — ein eigentümliches Lächeln. Und seltsam hilft es einem, dieses Lächeln im Gesicht des Kameraden zu treffen . . . —

Im Walde und auf den Dünen wird das Schießen stärker und wilder. Die Rufe und Kommandos von Freund und Feind schallen deutlich zu uns herüber.

Ein Verbindungsmann von der Feldwache kommt keuchend angelaufen: „Bitte sofort ein M. G. in die Dünen, wir kämpfen bis aufs Äußerste, ein M. G. — sonst ist Syrenez verloren.“ Wir sehen uns ratlos an, ohne Befehl des Kapitäns dürfen wir diese Position hier auch nicht verlassen. Ein zweiter Bote kommt von oben, naß und abgehetzt — „M. G. hinauf — sofort, die Roten wollen stürmen! . . .“ Zum Glück kommt auch gerade Kapitän v. G. Befehl: „Sofort hinauf auf die Dünen!“ und zu mir gewandt: „Sie bleiben bei mir als Verbindungsmann!“ —

Alles geht in fliegender Eile. Ich seh das kleine Häuflein nach den Dünen rennen, wo die wahre Hölle brodelte, wohin eben alle feindlichen Geschütze ihr Schnellfeuer konzentrieren, wo dichte Rauchschwaden lagern. Ein anderes M. G. bezieht unsere Position. Ich stapfe hinter dem Kapitän dem Dorfe zu. Ein Toter und ein Verwundeter werden vorbeigefahren. Leute laufen mit neuer Munition nach den Dünen. Auch von der Flußseite wird stark geschossen. Verwundete werden gemeldet.

Eine Zeitlang steh ich mit G. auf einem Hügel am Dorfrand und wir lauschen gespannt auf das immer lauter werdende Schießen da vorne. Ach, tausend Mal besser mitten drin zu sein, als hier zu stehen und ängstlich zu lauschen, zu warten . . .

Der Kapitän schickt mich ins Dorf nach den Fahrern und Pferden zu sehen. Sie sollen, falls es dort zu gefährlich wird, zur Mühle hinausfahren. — Auf den leeren Straßen stolper ich über Steine, Balken und Bretter. Hier hat sich manches verändert! Ich helfe den Fahrern, die mit fliegenden Händen die unruhigen Pferde anschnüren. Da das Feuer sich wieder auf die Dünen konzentriert, lasse ich die Schlitten nur an die Straßenecke fahren. Ich bin halb verdurstet. Bevor ich zurücklauf, spring ich noch in unser Quartier an. Noch steht es, bloß ein Granatsplinter hat ein Fenster zertrümmert. Mich empfängt eine wüste Leere. Die Türen stehn noch immer weit offen, im Raume liegt vom hastigen, nächtlichen Aufbruch her alles wirr durcheinander. Ich stürze eine Menge kalten Wassers hinunter. Da fällt mein Blick in den Spiegel — ich fahr zurück — wie seh ich denn aus?! Durch die Explosion der Granaten waren mir Kopf und Gesicht pechschwarz geworden — jetzt haben sich durch Regen und Schweiß hellgraue Streifen quer über das Gesicht gezogen! Während dieser Betrachtung wird mir mit einmal bewußt,

daß draußen das dröhnende Schießen aufgehört hat. . . Unheimliche Stille . . . Ich eil hinaus und stoße — das Herz steht mir still — von den Dünen her tönt heiseres hundertstimmiges Hurra-Geschrei . . . Der Feind stürmt . . . Einzelne Schüsse, brüllende Kommandos, das rasende, ununterbrochene fast hölzern tonlose Rattern eines Maschinengewehrs, es ist das unsre . . . Bewegungslos steh ich da und blick zwischen den Häusern durch nach den Dünen von denen eine mächtige grüngelbe Wolke weht. — Sitzt da ein letzter Verzweifelter am M. G.? Ist der Feind jetzt da? Gott gebe uns Sieg! . . . Gott gebe uns Sieg!

Das Brüllen und Schreien wird lauter, das Schießen unregelmäßiger . . .

Ein matter Sonnenstrahl bricht unsicher durch Wolken und Nebel. Mein Herz klopft mir wild im Halse — von den Dünen her kommt ein Schlitten angejagt . . . Ein Infanterist ist darauf — sein Gesicht strahlt — er winkt und ruft schon von weitem: „Sie laufen — sie laufen! Die Roten sind in wilder Flucht übers Eis, unzählige Tote und Verwundete liegen, zurückgelassen im Walde und vor den Dünen! . . .“ und weiter jagt er in's Dorf.

Kapitän v. G. kommt vorbei. „Kommen Sie mit,“ ruft er mir zu — „auf die Dünen! Das war ein harter Sieg! Gott sei Dank, die Heimat ist gerettet!“ Ein unbändiges Freudegefühl überwältigt mich, meine elenden Kopfschmerzen sind vergessen, atemlos stapfe ich halb laufend durch den Taufschnee hinter dem Kapitän her, den zermühlten Dünen zu, von denen giftiger Pulverdampf entgegenweht . . . So ist es doch gelungen!

Zuversicht.

Die Stunden fliehn, drum nimmer zag!
Es weicht von dir, was dich bedrückt,
Und nach dem allertrübsten Tag
Kommt doch ein Tag, der dich beglückt.

M. M.

Kennst du ein einsam Menschenkind
Im lauten Weltgetriebe,
Das seinen Weg allein nicht find't,
So schenk ihm etwas Liebe.

Geh nicht mit kaltem Blick vorbei,
Als wolltest du es meiden.
Ein Menschenherz geht leicht entzwei
An allzu schwerem Leiden. —

Sag ihm ein Wörtlein lieb und gut,
Damit es neu erblicke.
Das stärkt und hebt den Lebensmut
Und — macht so wenig Mühe.

M. M.

Heimat im Licht der Fremde.

Zur Abwechslung fuhr ich diesen Sommer nicht ins Ausland, sondern in die kleine Stadt, wo ich meine Kindheit verbracht habe.

In Rom hatte ich an einem Hause die Inschrift gelesen: „Hier wohnte Richard Wagner“, an einem anderen: „Hier schrieb Goethe unsterbliche Werke.“ Jetzt stand ich vor einem Hause, das mir auch ohne Inschrift sagte: hier wohnten deine Eltern.

Von jeher hat die Außenwand dieses Hauses einen Fleck gehabt, der sich durch kein Tünchen verdecken ließ. Als Kinder hatten wir in seinen Unrissen ein menschliches Profil gesehen. Das konnte ich mit einiger Phantasie auch jetzt noch erkennen. Luthers Tintenleck in der Wartburg war mir kaum so interessant gewesen, wie jetzt dieser Fleck an meinem Elternhause.

Als ich dann durch den Garten ging mit den weißen Mazien, dem Epheuspalier, dem wilden Wein an den Mauern, und alles lebendig wurde und zu mir sprach, — da war ich auf ähnlichen Höhen wie in Assisi, als ich den Spuren des Franziskus nachging.

Am einem Abend ging ich zu einer Musikaufführung in die Kirche. Kerzenbeleuchtung, ein Lied, das ich gern habe, und über dem Altar das strahlenumgebene Auge Gottes, das zu meinen frühesten Erinnerungen gehört: es war mir mehr noch Erlebnis, als die päpstliche Zeremonie in der Peterkirche.

Auf dem Kirchhof fand ich unter anderen einen Namen, der mich aufklaren ließ. Es war am Grabe einer Mähterin, die in unserem Kinderleben eine große Rolle gespielt hatte. Sie konnte Märchen erzählen voll Poesie und Humor, die ich später in keinem Buch gefunden habe, und ihre Aussprüche sind mir im Gedächtnis geblieben wie klassische Zitate. Die großen Toten in der Fürstengruft zu Weimar hatten mir nicht mehr zu sagen gehabt, als das Grab dieser alten Mähterin.

In dieser Stadt brauchte ich keinen Bäderer, denn ich kannte Bedeutung und Vergangenheit jedes Gebäudes.

Hier brauchte ich in kein Museum zu gehen, ich sah auch ohne das Dinge, die ich sonst nirgends sehe. Einen Morgen erlebte ich auf dem Markt einen starken Regen. Alle Verkäuferinnen flüchteten ins Rathaus. Bald darauf trat eine Dame an den verlassenem Gemüsestand, ergriff eine Gurke und winkte mit ihr nach dem Rathaus hin. Eine Stimme jenseits des Portals nannte den Preis, die Dame legte das Geld zwischen die Radieschen und ging mit ihrem Einkauf davon.

Es gibt keine verschlossenen Türen in dieser Stadt. Ein mir bekanntes Haus stand jetzt unbewohnt, aber eingerichtet und doch immer offen da. So oft ich vorüberging, trat ich ein, von niemandem gesehen, wie Schneewittchen ins Haus der sieben Zwerge.

Briefträger habe ich anderswo nur in Eile gesehen. Aber hier hatten sie Zeit. „Kein Brief?“ fragte eine Dame, als ihr nur eine Drucksache gebracht wurde. „Nein, diesmal keiner,“ sagte bedauernd der Briefträger, die Hand auf dem Rücken. Erst nachdem er sich an ihrer Enttäuschung genug geweidet hatte, reichte er ihr mit unnachahmlicher Geste den erwarteten Brief.

Den Photographen kannte ich noch von meiner Kindheit her. Ich bat ihn, das Haus zu photographieren, in dem ich jetzt wohnte, mit dem Garten davor und der Windmühle im Hintergrund. Mehrere Male kam er vergeblich, denn bald drehte sich die Mühle, bald war die Sonne verschwunden. Solchen Hindernissen war der Apparat nicht gewachsen, denn auch er war noch ein Zeuge meiner Kindheit. Ein anderes Mal war die Mühle mit Wäsche verhängt. Aber weder die vielen Gänge, noch die Geduld und Liebe, die er an diese Aufnahme wandte, ließ der Photograph sich bezahlen.

Einmal traf ich eine alte Bekannte meiner Eltern. Als ich ihr meinen Namen nannte, flossen ihr die Tränen übers Gesicht.

Da empfand ich ganz stark den Unterschied zwischen Heimat und Fremde. Der Apoll von Belvedere weint nicht vor Freude, wenn ich vor ihn hintrete. Und das Brandenburger Tor bleibt kalt und steinern, wenn ich es grüße.

Am selben Tage machte ich einen Spaziergang zur Stadt hinaus. Rings um mich her berührte der Himmel die Erde. Und ich freute mich, daß keine Alpenlandschaft mich umgab, sondern liebes flaches heimatliches Land.

Lina Lemm.

„Einigkeit“.

In dem kleinen Dorf Mörkelstein (Amt Mosbach in Baden) haben bei den Reichstagswahlen in diesem Frühling von 149 Wahlberechtigten nur 68 ihr Wahlrecht ausgeübt, also noch nicht einmal die Hälfte. Und diese 68 verteilten sich auf 10 Parteien, nämlich: 5 Sozialdemokraten, 42 Deutschnationale, 4 Zentrum, 3 Deutsche Volkspartei, 3 Kommunisten, 4 Demokraten, 1 Linkskommunist, 1 Mittelständler, 2 Bauernpartei und 3 Christl. Bauernpartei. —

Schöner kann das Bild deutscher Uneinigkeit in einem kleinen Dorf, wo jeder auf den anderen angewiesen ist, nicht zum Ausdruck kommen. Eine größere Gefinnungsgemeinschaft findet sich nur bei den 42 Deutschnationalen und den 81 Nichtwählern. Es muß reizend sein, die übrigen 26 Wähler, die sich auf 9 Parteien verteilen, im Gasthaus beim Abendschoppen politisieren zu hören.

Deutsche Not in Siebenbürgen.

D. A. J. Einem Brief aus Seltau entnehmen wir:

Sie kennen die Gemeinde Seltau. Bürgerfleiß und eiserner Wille hatten in zielbewußter Arbeit hier im Tale des Bäresbaches und des Silberbaches am Fuße des Götzenberges ein kleines Paradies geschaffen. Blühende Obstkulturen, rauschender Wald umschlossen eine Gemeinde, aus deren Mitte kantig, wuchtig, mit evangelischem Trost ein mächtiger Turm sich erhebt und weit ins Land hinaus dem Wanderer sagt, daß hier deutsche Arbeit dem deutschen Geiste eine Wohnstätte gebaut habe. Wer durch die peinlich reinen Straßen und Gassen ging, freute sich an wohlgehaltenen, festgefügtten Steinhäusern, blanken Fenstern, blumengeschmückt. Aus jedem Hause klapperte der Webstuhl heraus und sang das Lied vom fleißigen Seltauer Tuchmacher und Wollweber, und wer am Abend die schöne Herde Vieh vom Felde heimkehren sah, wußte, daß auch der Bauer hier nicht schief. Gutsfundierte kulturelle, soziale und wirtschaftliche Einrichtungen, ein großer kommunaler Besitz, eine aus eigenen Mitteln, von großzügigen, weitsehenden Bürgern gebaute Schule schienen dafür zu sorgen, daß der Seltauer einer schönen Zukunft entgegengeht, und wer nach schwerer Arbeitswoche im großen Gotteshaufe die hartgeschnittenen, wettergebräunten Gesichter sah, wer es miterlebte, wenn in brausendem Liede und in stillem Gebete Gott um Kraft für die kommenden Tage gebeten wurde, wußte, hier saßen deutsche Kolonisten, bewußt ihrer hohen Aufgabe Gott und ihren Völkern gegenüber. Kraft und Trost leuchteten aus den blauen Augen, ein Herrengeschlecht, auf den Stirnen den Adel der Arbeit.

Da kam der Weltkrieg. 500 Bürger stellte die Gemeinde Seltau an die Front — es waren die Besten. 150 Mann errangen sich die höchste Unteroffiziersstelle; mit vielen Zeichen der Königstreue und Tapferkeit auf der Brust kehrten unsere Väter und Brüder heim, und wieder ging es an die Arbeit.

Da, über Nacht, kam der Umsturz. Wir wurden rumänische Staatsbürger. Unsere geschlossene deutsche Einheit, unser im Schweiße schwerer Arbeit errungener Besitz, unser Glaube, unsere Schule, unsere Muttersprache, alles stand den neuen Herren im Wege. Man zerschlug unseren Gemeindefest. 11.000 Kat.-Zoch herrlicher Wald wurden Seltau weggenommen, die Webeschule enteignet, das Gemeindegasthaus zum Zwecke einer Staatsschule weggenommen, alles bisher noch ohne Entschädigung. Durch böse wirtschaftliche Verfügungen wurde die Industrie zugrunde gerichtet. Auf Feld und Flur hörte jede Ordnung auf, rumänische Schäfer trieben ihre Herden über die Krudfelder unserer Bauern, Soldatengruppen stahlen bei Nacht aus Gärten und von den Feldern, was nicht niert und nagelfest war. An die Schule wagte man sich

heran, und den Kirchenbesitz zerschlug man. Wir sind arm geworden, sehr arm. Nun schien es, als ob auch der Himmel gegen uns sei. Am 12. Juni dieses Jahres, mittags, öffnete er seine Schleusen, und gewaltige Wassermassen machten einen Schaden von 9,5 Millionen Lei. Alle Versuche bei Behörden und Regierung, eine Hilfe zu erlangen, haben bis zur Stunde keinen Erfolg gehabt. Es handelt sich doch nur um eine deutsche Gemeinde!

Vieles nahm man uns, — und doch: Das deutsche Herz konnte man uns nicht nehmen, den zähen Kolonistengeist konnte man nicht vergiften. Arm, aber nicht gebrochen stehen wir im heiligen Kampfe um das Erbe unserer Väter. Aus der Scholle der Heimat steigt, geboren durch harte Arbeit, uns neuer Mut und neue Hoffnung. Wir betteln nicht um Unterstützung, sind aber für jede Hilfe dankbar. Wir tun unsere Pflicht, und das deutsche Volk möge wissen, daß uns nicht bange ist.

Erhaltet Zeugnisse und Dokumente des Auslanddeutchtums!

Das Deutsche Auslands-Institut Stuttgart hat in den 11 Jahren seines Bestehens eine wertvolle Sammlung von Zeugnissen und Dokumenten des Auslanddeutchtums geschaffen: In seiner Bücherei stehen jetzt nahezu 29.000 Bände ausländischer Literatur, in seinem Archiv sind über 18.000 einzelne Stücke von Satzungen und Druckfachen von Vereinen, Wahlplakaten, Aufrufen, Theaterzetteln, Schulprogrammen, Kirchenordnungen, Bücherverzeichnissen ausländischer Vereine und Verbände, in seinem Lichtbilderarchiv befinden sich über 25.000 Bilder vom Auslanddeutchtum in aller Welt. Täglich mehrt sich das Material durch Schenkungen aller Art, vor allem auch durch Käufe älterer Literatur. Durch prächtige und hochherzige Schenkungen sind insbesondere die Bestände an Literatur über das Deutchtum in den Vereinigten Staaten von Amerika in den letzten Monaten vermehrt worden. Noch aber fehlt, namentlich aus älterer Zeit, vieles! Es liegt in den Schachteln und Kisten von einzelnen Privatleuten unbeachtet auf dem Boden und in Kellern, es wird bei Räumungen und Umzügen achtlos weggeworfen; es wird nicht beachtet, da es ja doch nur „wertloses“ Papier sei. Deshalb ergeht auf neue Ruf des Deutschen Auslands-Instituts an deutsche Vereine und an alle Privatleute im Auslande: Laßt nichts verkommen, achtet auch das Unschönste, sendet alles dem Deutschen Auslands-Institut in Stuttgart, was auch nur geringen Wert hat, was Euch selbst nicht nennenswert dünkt, an Büchern, Karten, Druck-

sachen aller Art! Auch die kleinste Gabe ist willkommen und hilft, das Bild vom Auslandsdeutschtum in alter und neuerer Zeit abzurunden. Insbesondere aber Ihr, deutsche Vereine im Auslande, die Ihr Träger deutscher Kultur seid: Sendet von all Euren Satzungen, Programmen, Einladungen, Jahresberichten usw. einige Stücke an das Deutsche Auslands-Institut, das Euch gerne eine Gegengabe in Form seines Kalenders oder eines guten deutschen Buches widmen wird!

Leid und Freud der Auslandsdeutschen.

110. Die Deutschen in der Tschecho-Slowakei haben durch den Zusammenschluß dreier politischer Parteien ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Es sind das: die deutsche Gewerkepartei, die deutsche demokratische Freiheitspartei und die Gruppe Dr. Kosche.

111. Die deutsche Volks- und Kriegsschule in Agram hat ihr 40-jähriges Jubiläum begangen.

112. Die Zahl der Deutschen in Rio de Janeiro hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen und beträgt heute etwa 15.000 Köpfe.

113. Das neue deutsche Klubhaus in Johannesburg (Südafrika), dessen Baukosten fast eine halbe Million Rm. (ca. 45.000.000 Em.) betragen, ist feierlich eröffnet worden.

114. In Bombay leben zurzeit etwa 100 Deutsche.

115. In Bulgarien gibt es fünf deutsche Schulen mit zusammen fast 2000 Schülern; unter diesen sind aber viel mehr nichtdeutsche als deutsche Kinder. Die Schule in Sofia wird zu 30%, die Schulen in Philippopol, Rustschuk, Warna und Burgas sogar durchschnittlich nur von 5—6% deutscher Kinder besucht.

116. In Kabul (Afghanistan) trat im Jahre 1927 ein deutscher Klub ins Leben, der jetzt 65 Mitglieder hat.

117. In Madison (Wisconsin U. S. A.), einer Stadt von 50.000 Einwohnern, wurde „Faust I“ dreimal hintereinander vor ausverkauftem Hause in deutscher Sprache aufgeführt.

118. In Oberschlesien werden in letzter Zeit deutsche Elternversammlungen allerorten gesprengt. So fand am 14. Juli in Niskelsdorf bei Bielitz eine Elternversammlung statt, die ebenso wie die im Arbeiterheim in Lobnitz durch polnische Banditen mit Psuirufen und Kadaw unterbrochen und dann von den anscheinend nur darauf wartenden Polizeiorganen als aufgelöst erklärt wurde.

119. Nach polnischen Pressemeldungen sind für das am 1. Sept. beginnende Schuljahr 3000 Anmeldungen für die deutsche Minderheitsschule eingelaufen. Die Zahl wird, wie deutsche Blätter melden, ungefähr den Tatsachen entsprechen und sich auf etwa 3200 belaufen, also einige Hundert mehr als im Vorjahre und erheblich mehr, als man nach den außerordentlich großen Schwierigkeiten, wirtschaftlichen Drohungen und sonstigen Schikanen hätte erwarten können. Bei einer Gesamtzahl von 24.000 Volksschülern wird die Anmeldezahl als normal angesehen. Sie stellt das Ergebnis der Standhaftigkeit und Überzeugungstreue der deutschen Eltern dar.

120. In Rattowitz, wo bei der letzten ordentlichen Wahl im November 1926 die Deutschen von 60 Stadtverordneten-Mandaten 34 für sich erobern konnten, während die „Ausschändlichen“ deren nur 8 erhielten, wo aber nach Auflösung dieser Stadtverordnetenversammlung der Wojewode 10 Polen und 5 Deutsche zur „kommunissarischen Verwaltung“ berief und willkürlich ernannte, wurde der vom Wojewoden bestimmte neue Stadtpräsident Dr. Kocur unter gewaltigem Aufmarsch der uniformierten Ausschändlichen in sein Amt eingeführt.

121. Der tschechische Universitätsprofessor Dr. Em. Rádl hat unter dem Titel „Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen“ ein Buch erscheinen lassen, in welchem er, wenn auch mit einer begreiflichen Zurückhaltung, all das Unrecht nachweist, das die Deutschen im tschechischen Staate zu erdulden haben. Dieses Buch wird hoffentlich bald in einer deutschen Übersetzung vorliegen.

122. Die deutschen evangelischen Gemeinden in Triest und Venedig bestehen seit 150 Jahren.

123. Der Deutsche Verein in Selsingfors zählt 227 Mitglieder.

Sport, Turnen, Spiel und Wandern.

Die deutschen Pfadfinder Lettlands.

D. A. J. Einem uns aus Riga übermittelten Bericht entnehmen wir:

Es war im August 1914, einige Tage nach der Kriegserklärung, als eine kleine Gruppe deutscher Jungen in Riga zusammenkam und beschloß, Pfadfinder zu spielen. Die Anregung hierzu gaben die russischen Uebersetzung des Baden-Bowellschen Pfadfinderbuches und die durch die Kriegserklärung hervorgerufene große nationale Welle. Aus kleinen Anfängen arbeitete sich diese Gruppe zu einem Stamm von 50—60 Jungen hinauf und

war bald in der glücklichen Lage, ein eigenes Heim, eine Bibliothek von 200 Bänden und vieles andere ihr eigen zu nennen.

Im Herbst 1917 entstand parallel ein Rigascher Deutscher Jugendbund, der sich durch das Pfadfinderprogramm zu eigen machte. Nach der Besetzung Rigas durch die deutschen Truppen vereinigten sich beide Gruppen als Rigascher Korps des deutschen Pfadfinderbundes, und in kurzer Zeit waren im Korps bereits 600—800 Pfadfinder vereinigt. Das schnelle Wachsen des Korps wurde jedoch sein Verhängnis. Die drohende Bolschewistengefahr veranlaßte die Lei-

tung des Korps, militärische Ausbildungskurse zu veranstalten, damit auch die Pfadfinder in der Lage wären, ihre Heimat zu verteidigen. Ein paar Monate später traten die meisten älteren Pfadfinder in die neugegründete lettische Landeswehr ein, und damit war die letzte Stunde des Rigaschen Korps gekommen.

Man hörte eine Zeitlang von den Pfadfindern nichts, bis im Herbst 1920 aus Rußland ein deutscher Pfadfinder heimkehrte, welcher, in der damals im Entstehen begriffenen Lettländischen Zentralen Skaut-Organisation einen neuen Trupp gründete. Aber auch diesem Trupp war keine lange Lebensdauer beschieden. Er bestand kaum $\frac{1}{4}$ Jahre und mußte der entstehenden Deutschen Späher-Organisation i. L. Platz machen. In kurzer Zeit konnte es die Späher-Organisation auf 150 Mitglieder bringen. Die Organisation war jedoch zu schnell gewachsen, und dadurch waren die meisten der Bewegung fremd geblieben. Im September 1923 löste sie sich auf, und es blieb eine kleine Gruppe von etwa 10 Pfadfindern übrig, die in der L. S. C. O. zwei Trupps gründete und unentwegt weiterarbeitete. Diese Arbeit war von Erfolg gekrönt. Im Jahre 1928 hatten wir bereits sechs Trupps mit einer Mitgliederzahl von 150 Pfadfindern. Heute kann man die Bewegung als gesichert ansprechen.

Das Jahr 1928 brachte uns das große Jubiläumslager der lettischen Pfadfinder, an dem sich etwa 200 deutsche Pfadfinder aus Deutschland, Österreich und Lettland beteiligten. Das Lager, an dem etwa 2000 Pfadfinder von 15 verschiedenen Nationen teilnahmen, fand vom 20. bis 30. Juli 1928 in Bullen bei Riga statt. Dieses Lager wurde uns lettischen Pfadfindern zu einem großen Erlebnis. Waren doch unsere Gäste die ersten reichsdeutschen Pfadfinder, die Lettland besuchten.

W. S.

Geistig — Leiblich.

Ein geistiges Wesen
Lut schreiben und lesen,
Sieht Mücken, fängt Grillen,
Sieht alles durch Brillen;
Die Stümmer, die Dränger, die Meister
Verträumt er, verschläft er, verpreißt er.
Ein trauriger Bopf,
Verdammungsmaschine mit Kopff!

*

Ein leibliches Wesen,
Zu dämlich zum Lesen,
Nur springen und Laufen,
Und Singen und Raufen;
Die Dichter und Denker und Trachter
Verhöhnt er, vertut er, verläßt er.
Ein trauriger Fant,
Muskelmaschine ohne Verstand!

(Aus Turnerjugend.)

An deutsche Mädchen.

Wer im September oder Oktober durch unsere Heimat wandert, sieht immer wieder dasselbe Bild; doch mag es auch noch so oft wiederkehren, man kann sich trotzdem doch immer wieder daran freuen. Ich denke an den dunklen Tannemwald und an die Birken dazwischen, die aussehen, als wären sie mit flüssigem Golde übergossen. Sie bilden den schönsten Schmuck des Waldes; er gewinnt durch sie ein so leichtes, frohes Aussehen.

Sollten wir nicht auch so leicht und freundlich im düsteren Walde des Lebens stehn? In dem Walde, der so unendlich groß ist, wo nur hier und da, für uns Balten ganz besonders selten, ein Sonnenstrahl durch die ineinander geflochtenen Zweige dringt, und wo es so unzählige Wege gibt. Da sind solche, auf denen es bequem zu gehen ist, aber sie führen in Sümpfe, in denen der Wanderer elend zugrunde geht; da sind Holzwege, die plötzlich ein Ende haben, und der müde Wanderer muß sich noch einmal durch alle Hindernisse hindurchkämpfen, die er schon überwunden zu haben glaubte. Gar mancher läßt sich da entmutigt zur Erde sinken, weil er glaubt, diese Arbeit nicht zum zweitenmal leisten zu können.

Es gibt auch Wege, die zum Ziele führen, doch sind sie schwer zu finden, und noch schwerer ist es, auf ihnen zu gehn, denn sie sind ganz von Gestrüpp und Dornen überwuchert, und nur selten gibt es ein weiches Moospolster, auf dem der müde Fuß sich einen Augenblick ausruhen kann. Gar viele kehren nach den ersten Schritten auf solch einem Wege nutzlos um und suchen sich einen leichteren, der dann zu ihrem Verderben führt. Noch andere gehen fried- und freudlos ihren Weg, nicht denkend, wohin er führt, nur hoffend, daß er bald zu Ende sei.

Wir aber wollen Licht und Freude in diesen Wald bringen! Stolz und stark wollen wir dastehn, wo wir vom Schicksal hingestellt sind. Mögen uns dann die Lebensstürme bis zur Erde biegen, brechen können sie uns doch nicht; wir schnellen immer wieder empor! Und wenn dann ein einsamer Wanderer an uns vorbeikommt, so soll ein frohes Leuchten in seine Augen kommen, wenn er uns sieht, und er soll wieder neuen Mut bekommen, weiter zu kämpfen.

Ich meine, es ist ein hohes und schönes Ziel, für das es sich lohnt, mit ganzer Kraft, mit dem Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit zu kämpfen, ein Leuchten in die Augen der Menschen zu bringen, mit denen wir zusammenkommen.

Räte Annapu.

Bestellungen auf die „Herdfammen“
nehmen entgegen
in Dorpat
die Buchhandlungen J. G. Krüger und
R. Meißner.

Rätsellecke.

Rätsel von A. von der Pahlen.

Nimmst du dem Schmerz die ersten drei und vor 'ne Kaze
der du genommen Kopf und Schwanz, so hast ein Wort du
das, wenn es leblos vor dir liegt,
dich tief in Glückes Taumel wiegt;
doch, wenn es lebensfroh dir lacht,
dich unaussprechlich selig macht.

Rätsel. Verfasser unbekannt.

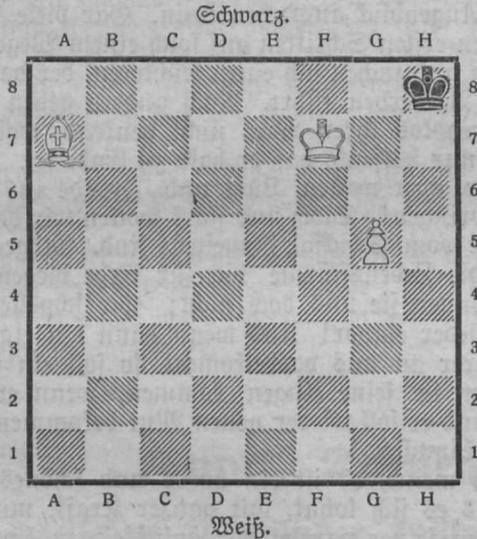
Ich kenn' eine schöne baltische Stadt,
die Hafen, Schloß und Kirchen hat.
Nimmst du den Kopf und Fuß von ihr,
ist sie verwandt mit dir und mir.

Auflösung des Rätsels von A. von der Pahlen in Nr. 16.
Rebel — Leben.

Auflösung der Rätselfrage in Nr. 16.
Alle kleinen Mädels rechnen darauf.

Schach.

Geleitet von A. Burmeister.
Aufgabe Nr. 11.
Von J. Guntz (Helsingfors).

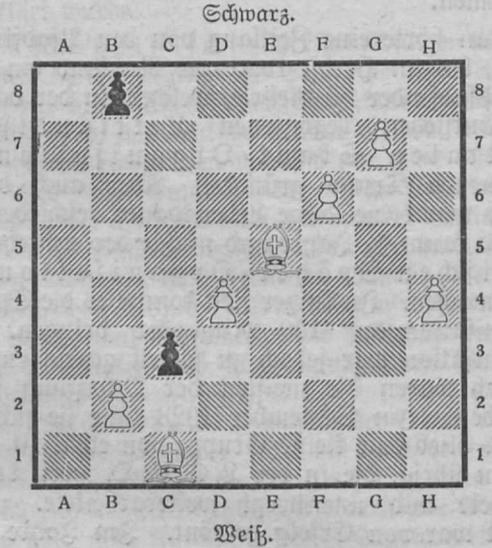


Weiß: Kf7, La7, Bg5.
Schwarz: Kh8.
Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Damespiel.

Geleitet von A. Burmeister.
Aufgabe Nr. 14.

Von Ewald Karp (Reval), Original der „Herdfammen“.



Weiß: Damen c1 und e5, einfache Steine b2, d4, f6, g7 und h4.
Schwarz: einfache Steine b8 und c3.
Weiß zieht an und beraubt den schwarzen Stein b8 (nach Abtausch der Damen) der Bewegungsfreiheit.

Lösung der Aufgabe Nr. 13 von G. Credner.

- | | |
|--------------|-------------|
| 1. d2—e3, | De5 : g1, |
| 2. Dc7—b8, | D beliebig, |
| 3. e1—f2 | D : g1, |
| 4. Db8—a7, | D beliebig, |
| 5. Da7 : g1. | |

Richtige Lösungen sandten ein: Eugen Loiskat, Wilhelm v. Bezold, Ewald und Peter Karp, Georg Pärnpuu und Gunnar Friedemann (Reval), Eugen Lagsdin (Riga).

Lösungen und sonstige Beiträge für die Schach- und Damespalte sind zu adressieren: Reval, Narbische Str. 26, B. 6, A. Burmeister.

Bestellungen auf die „Herdfammen“
nimmt

in Lettland

der Verlag von Jond und Poliewsky,
entgegen.

Abonnements auf die „Herdfammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arensburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Fellin: Buchhandlung Ring; in Sapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: Apotheke G. Walter (Burgstr. 20); in Pernau: E. Treusfeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Rehmann; in Weissenstein: R. Seidelberg; in Werro: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in Wefenberg: Frau Montewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.